

**Renata Cornejo/Tamás Lénárt (Hg.):
Mehrsprachigkeit – Polyphonie
Wien: Praesens, 2024, 260 S.**

Gergő Korsós 

Eötvös-Loránd-Universität Budapest
gergo.korsos@gmail.com

Mehrsprachigkeit und Polyphonie standen in den letzten Jahren im Fokus zahlreicher literarischer, sowie linguistischer Forschungen. Durch Globalisierung, Migration ist der Zahl jener mehrsprachigen Autoren gestiegen, die nicht in einer Fremdsprache oder sogar in mehreren Sprachen schreiben, wodurch auch die wissenschaftliche Rezeption dieses Phänomens erforderlich geworden ist. Der von Renata Cornejo und Tamás Lénárt herausgegebene Band „Mehrsprachigkeit – Polyphonie“ (2024) versammelt Beiträge der 19. Jahrestagung der Franz Werfel-Stipendiatinnen und Stipendiaten mit besonderem Fokus auf die österreichische Literatur. Die Aufsatzsammlung ist in drei Teile untergliedert, von denen der erste sich mit Übersetzungsstrategien und daraus folgenden poetologischen Interferenzen, der zweite mit der Mehrsprachigkeit im zentraleuropäischen Raum, der dritte hingegen mit Mehrsprachigkeit als modernes globales Phänomen beschäftigt. Ein deklariertes Ziel dieser Gliederung ist es, die Studien miteinander in Dialog zu bringen.

Schon die ersten Aufsätze aus dem ersten Teil der Sammlung „Zwischen Sprachen unterwegs – Übersetzungsstrategien und poetologische Interferenzen“ zeigen, dass Mehrsprachigkeit keineswegs nur eine moderne Erscheinung ist. „Ze dem sprichet der gotesun: var ze miner zeswen! venite benedicti“, oder In welcher Sprache findet das Jüngste Gericht statt?“ heißt der erste Aufsatz, in dem Aleksej Burov die Mehrsprachigkeit in Texten des Mittelalters untersucht. Obwohl die Volkssprache sowohl manifest, als auch latent in den mittelalterlichen lateinischen Texten in Erscheinung trat, blieb sie überwiegend latent. In Form von Glossen und Übersetzungen konnte sich Volkssprache aber auch explizit manifestieren. Beispielhaft wird an den Übersetzungen des Gebetes „Vater unser“ der Wandel aus dem Lateinischen ins Deutsche gezeigt, so dass beim Letzten, bei der Luther-Übersetzung der Text einzig in der Zielsprache zu lesen ist. Erwähnenswert ist auch die Veranschaulichung desselben Wandel auf der grammatischen Ebene, wo das Possessivpronomen „unser“ erst mit Luther in die ‚richtige‘ deutsche Reihenfolge gerät. Ähnlich wird von Burov auch „Das Jüngste Gericht“, ein Gedicht von Frau Ava analysiert. Einflüsse aus dem Latein, latente und manifeste Mehrsprachigkeit, Sprachwechsel, Sprachmischung werden anhand verschiedener Beispiele aus den insgesamt 406 Versen aufgezeigt. Soňa Černás Aufsatz „Johann von Neumarkt – Zur Übersetzung der Hieronymus-Briefe“ gibt in die von Johann von Neumarkt übersetzten Hieronymus-Briefe, in ihre Entstehungsgeschichte und Rezeption Einblick. Černás Thesen zufolge können zwei Tendenzen in Bezug auf

den Text der „Hieronymus Briefe“ bzw. auf die Person ihres Übersetzers Johann von Neumarkt festgestellt werden. Der Autor/Übersetzer und der Text galten im 14. Jahrhundert als Objekt der Verehrung, doch diese Verehrung verschwand im 15. Jahrhundert und wurde „zum Bestandteil größerer Komplexe von Texten“ (S. 35). Nach diesem mittelalterlichen Exkurs folgen Aufsätze über zeitgenössische Autoren und ihren Umgang mit poetologischen Interferenzen. Thorsten Carstensen erläutert in seinem Aufsatz „Eigens unübersetzt gelassen‘: Momente der Mehrsprachigkeit bei Peter Handke“ die Frage von Polyphonie, Übersetzung und Unübersetzbarkeit bei Peter Handke“ mit Fokus auf die Bücher „Wiederholung“ (1986) und „Obstdiebin“ (2017). Die Zitate aus slowenischen, französischen bzw. englischen literarischen Werken tragen zur Vorstellung der Unübersetzbarkeit bei. In dem Fall einer Übersetzung geht Carstensen zufolge nicht nur der Rhythmus und Klang der Wörter verloren, sondern auch eine der anderen Kulturen „gemäßige Denkweise“ (S. 39). An dieser Stelle wird Schopenhauer erwähnt, der auf die unterschiedlichen Nuancen von Begriffen in unterschiedlichen Sprachen verweist, ein Gedanke, der nochmal das Beharren auf die originale Ausdrucksform bestätigt. Darüber hinaus haben, so Carstensen, die in der Fremdsprache gehaltenen Worte auch eine poetologische Funktion, da sie das Lesen entschleunigen. Die in den deutschsprachigen Text integrierten fremd klingenden Ortsnamen haben auch die Funktion, „ortskundig“ zu sein. Carstensen bringt Beispiele aus der „Obstdiebin“, in der durch die Aufzählung französischer Ortsnamen die ansonsten „leer, jedenfalls menschenleer[e]“ (S. 50) Landschaft als belebter Klangraum erscheint. Nebst dem selbstverständlichen Entfremdungspotenzial mag dies auch als Versuch zum Erhalt der kulturellen Vielfalt verstanden werden. Maja Dębskas Aufsatz „Zwischen ‚Sprachhohlheit‘ und sprachlichem Alltag. Zur Mehrsprachigkeit innerhalb einer Sprache bei Gert Jonke“ zeigt das mehrsprachige Potenzial innerhalb einer Sprache. „Jede Sprache besteht aus mehreren Sprachen“ (S. 54), so die Einleitung Dębskas, da Dialekte, soziokulturelle Varianten Mario Wandruszka zufolge „unterschiedliche Klassenzugehörigkeit konstituieren“ (1979: 13.). Gert Jonke hat eine ähnliche Haltung gegenüber der Sprache, so dass die Sprache der jeweiligen Sprechenden wegen der unterschiedlichen Umstände in jedem Fall eine neue sei. Jonke verhält sich in seinen Texten kritisch gegenüber der Sprache der Institutionen, welche von Hohlheit, Gleichförmigkeit, Unsinn und Leere geprägt sind. Die Sprachkritik, so Dębska, ist nicht nur eine triviale und spöttische Kritik im Sinne Nestroy, sie ist vielmehr sprachorientiert, wie im Fall von Ernst Jandl. Er stellt zwar in der deutschen Sprache den Verfall eines politischen Systems fest, da jener Verfall durch die von den Machthabern manipulierten Phrasen der Sprache konstituiert ist, sieht diese Sprache aber zugleich in „gute[r] Kondition“ (S. 61). Denn die Sprache sei fähig sich selbst gegenüber reflektiert zu funktionieren, durch Verfremdung die Manipulation aufzudecken. Edit Kovács‘ Aufsatz „Between language / and silence“. Ein Lektüreversuch von Mehrsprachigkeit und fremder Rede in Gedichten von Arild Vange“ interpretiert akribisch zwei Gedichte des norwegischen Dichters mit dem Titel „Nürnberg: 1“ und „Nürnberg 2“. Sie erhalten ihre Besonderheit aus der Tatsache, dass sie in drei Sprachen geschrieben sind (nämlich Englisch, Deutsch und Norwegisch). Durch die symbolische Zerstreuung der Bedeutungen infolge der Mehrsprachigkeit soll „die Evozierbarkeit, Repräsentierbarkeit und Bedeutsamkeit der Welt“ (S. 79) hinterfragt werden. In dem neuen sprachlichen und kulturellen Kontext, in Zitatform lassen die Wörter ihren banalen Charakter hinter sich. Auch Tamás Lénárt interpretiert in seinem Aufsatz „Für eine Poetik der Verfremdung. Terézia

Mora“ die Werke der aus Ungarn stammenden, deutschsprachigen Autorin Terézia Mora im Sinne einer „Poetik der Verfremdung“ (S. 87, 88). Lénárt macht auf einen „Fehler“ (S. 94) Terezia Moras aufmerksam: der Ausdruck „einäugig“ (S. 93) in der Titelgebenden Erzählung des Bandes „Seltsame Materie“ ist kein bewusstes stilistisches Vorgehen – gibt Mora im Rahmen der Salzburger Stefan-Zweig-Poetikvorlesung, bezüglich ihrer deutsch-ungarischen Bilingualität zu –, diesen Hungarismus habe sie beim Schreiben übersehen. Die Verantwortung wird so, meint Lénárt, übernommen, aber es entsteht zugleich eine gewisse Distanz zwischen Sprache und Subjekt. Denn wenn es um die Muttersprache geht, so ist bei Mora in Anbetracht ihrer bilingualen Jugend keine „eigene“ Sprache feststellbar. Die Spuren der Bilingualität sind in ihren Texten nicht als Ausdruck von Pluralität oder Vielfalt zu verstehen, sondern als Verlust der authentischen, „eigenen“ Stimme. Fremdsein ist also nicht nur Gegenstand ihrer Texte, sondern auch ihre poetische Ausdrucksweise.

„Mehrsprachige Identitätsoptionen im zentraleuropäischen Raum“ ist der Titel des zweiten Teils, der mit der Studie „Chance, Herausforderung oder Nachteil? Das Oeuvre des deutsch-ungarischen Schriftstellers und Übersetzers Graf Johann Mailáth (1786–1855) zwischen Sprachen und Kulturen“ von Orsolya Tamácssy-Lénárt beginnt. Sie befasst sich mit dem Oeuvre des deutsch-ungarischen Schriftstellers und Übersetzers Graf Johann Mailáth (1786–1855). Interessant habe ich die Einblicke in den Wandel der Auffassung der nationalen Lyrik gefunden, welche von einer mehrsprachigen Literatur allmählich zu einem monolingualen Konzept wechselte. Dies soll hauptsächlich daran liegen, dass Autoren wie Mailáth, mit ungarischer Herkunft und deutscher Muttersprache, sich in der sprachzentrischen Nationalliteratur nicht etablieren konnten. Um eine andere Art von Mehrsprachigkeit geht es in Edit Király's Aufsatz „Geschichten aus dem Zitatenwald – Ödön von Horváth's Kunst des ‚Fremd-Sprechens‘“, in dem sie Ödön von Horváth's Drama „Geschichten aus dem Wiener Wald“ analysiert. Ihrer Ansicht nach sollten die Eigentümlichkeiten der Figurenrede, ihre unterschiedlichen Register nicht aus sozio- oder dialektalen Zusammenhängen und schon gar nicht aus Horváth's Zweisprachigkeit abgeleitet werden, sondern aus dem Jargon, bzw. dem Bildungsjargon, aus Horváth's künstlerischer Invention. Király greift zurück auf Kafka, der in seinem Text „Über den Jargon“ behauptet, dass der Jargon eine Mischform sei, die „das Eigene als Fremdes widerzuspiegeln vermag“ (S. 124), da er aus sich stets ändernden Fremdwörtern bestehe. Durch die Vermischung von bildungs- und umgangssprachlichen Elementen verfremdet Horváth die verwendeten Register, die falsch benutzte Rede der Figuren bekommt ein ironisches Potenzial. In Gábor Kerekes' Aufsatz „„Kuss gyerekek!“ – Die Erscheinungsformen des Ungarischen in der österreichischen Literatur“ geht es um einen historischen Aufriss: er analysiert die Rezeption Ungarns in der österreichischen Literatur in unterschiedlichen Epochen. Als Beispiele stehen Franz Grillparzer, Joseph Roth, und Ingeborg Bachmann. Figuren, Hinweise, ungarische Einschübe werden im Kontext von drei unterschiedlichen Attitüden (Grillparzer – „neutral und reserviert“; Roth – „vollkommen ablehnend“; Bachmann – „Ungarn in die österreichische Vergangenheit integrierend“, S. 130) untersucht. Jelena Spreicers Aufsatz „Das kulturkritische Potenzial der Mehrsprachigkeit in Maja Haderlaps ‚Engel des Vergessens‘ (2011)“ beschäftigt sich mit der unterschiedlichen Wahrnehmung der Geschichte des Zweiten Weltkrieges und dessen Folgen bei Österreichern und Slowenen in Kärnten. Die Entscheidung für eine Sprache führt zu Konflikten, dies wird von der Protagonistin des Romans im Verlauf des Romans auch erläutert, und

obwohl die Geschichte auf Deutsch geschrieben ist, taucht das Slowenische bei der autofiktiven Erzählung „am häufigsten durch die Wiedergabe indirekter Rede“ (S. 160) auf. Von Spreicer wird aber das mehrsprachige Potenzial in Frage gestellt, im Falle Haderlaps geht es ihrer Meinung nach eher um Sprachmischung, da die eingefügten slowenischen Teile gleich übersetzt und interpretiert werden. Spreicer zufolge liegt die Bedeutung des Romans in der Entautomatisierung der Erinnerungsdiskurse durch das Verfremdungspotenzial anderer Sprachen, da dies im Endeffekt auf die Konstruiertheit der Narrativen hinweist.

Der dritte Teil der Sammlung „Multilinguale Erfassung der Welt – Herausforderungen eines globalen Alltags“ beginnt mit dem Aufsatz von Lehel Sata, „Grenzgesänge“. Mehrsprachigkeit und Mehrschriftlichkeit in Christoph Ransmayrs „Atlas eines ängstlichen Mannes“, der sich mit der manifesten und latenten Mehrsprachigkeit und Mehrschriftlichkeit in Ransmayrs „Atlas eines ängstlichen Mannes“ beschäftigt. Im Band werden autochthone und europäische Ortsnamen gegenübergestellt, um damit auf die Determiniertheit der Wörter hinzuweisen oder um, wie Sata formuliert, „die Erlebnisse und Raumerfahrungen der Erzählinstanz implizit oder explizit mit den sprachsemantisch-etymologischen Implikationen und Konnotationen der Toponyme zu verknüpfen“ (S. 175). In dieser Hinsicht sind Räume nicht nur Räume, sondern lebendige Instanzen im Verlauf der Geschichte. Vincenza Scuderis Essay „Další stanice – Hören wir auf zu übertreiben“ von Peter Waterhouse: Mehrsprachigkeit als Friedensprojekt“ ist Gegenstand von Überlegungen zur poetischen Funktion der Mehrsprachigkeit. Einerseits wird in dem seither erschienenen Essayroman „Z Ypsilon X“ mithilfe der fiktiven Figur Švejk eine autofiktive „Rekonstruktion des Familiengedächtnisses fortgesetzt“ (S. 191), andererseits ist diese Reise nur ein Vorwand für „Reflexionen über Grenzen, Sprachen, Grenzüberschreitungen, Übersetzungen, Krieg und Frieden und natürlich Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit“ (S. 194). Polyphonie soll Scuderi zufolge bei Waterhouse als Poesie und als eine Art „Friedensprojekt“ (S. 203) aufgefasst werden. Naser Šećerović's Arbeit „Flucht in die Wirklichkeit. Zu Mehrsprachigkeiten in Ilija Trojanows „Der Weltensammler““ befasst sich mit dem Roman Trojanows, in dem die Abenteuer des englischen Offiziers und Reisenden Sir Richard Francis Burton in drei Weltteilen zu lesen sind. Der Protagonist kann nicht mehr Held in einer postheroischen Epoche werden, und um die im Camp der Offiziere herrschende Langeweile zu überwinden, flieht er deshalb in die „Wirklichkeit“: beginnt unter anderem, die Kulturen und Sprachen der Einheimischen kennenzulernen. „Sprachen waren Waffen. Mit ihnen würde er sich von den Fesseln der Langeweile befreien, seine Karriere anspornen, anspruchsvolleren Aufgaben entgegensehen.“ (zit. nach S. 211) Der Offizier befindet sich in einer chronischen Identitätssuche, chronisch ist es dadurch, dass diese physische und metaphysische Suche sämtlichen Sprachen und Religionen angenähert wird, und dabei sich auch das Ich verwickelt. Diese dargelegte Offenheit für Polyphonie steht im Gegensatz zu der Selbstisolierung und zu dem Beharren auf die Machtsprache, die die anderen Offiziere in der Geschichte an den Tag legen. Šećerović zufolge wird „Sprache [...] somit in der Verwendung zum Thema ihrer selbst, sie schiebt sich in den Vordergrund und verselbständigt sich, sie ist stets präsent, gerät nie zur Selbstverständlichkeit und bleibt stets unkonsumierbar“ (S. 217). Die polyphone Art und Weise der Erzählung setzt sich mit der Erinnerung und ihrer Zerbrechlichkeit auseinander. Die letzte Studie, Maria Endrevas „Mehrsprachigkeit und Konsumgesellschaft in Andreas Jungwirths Roman „Im Atlas“ (2022)“, bietet bezüglich der potenziellen demokratisierenden, befreienden Züge der Mehrspra-

chigkeit – im Gegensatz zu anderen Studien der Sammlung – kein „Happy End“. Originalität und die angeblich durch die Sprachvielfalt garantierten unterschiedliche Denkweisen werden wegen der uniformierenden Macht des Kapitalismus nur noch zu Produkten. Es gibt nur Pseudo-Kulturen, in denen alles am Konsum gemessen und dem Konsum angepasst wird. Dass diese Vorgänge nicht nur in der soziologischen bzw. literaturwissenschaftlichen Forschung, sondern auch auf belletristischer Ebene erörtert werden, zählt laut Endreva zu den Stärken des Romans.

Der Band endet mit einem Ausschnitt aus Barbi Marković' „Die verschissene Zeit“ (2021), der von Cristina Spinei ins Rumänische, von Jelena Spreicer ins Kroatische, von Kalina Kupczyńska ins Polnische und von Tamás Lénárt ins Ungarische übersetzt wurde. Die hier präsentierten Auszüge inszenieren „einen verrückten Wettlauf gegen eine Zeit“.¹

Literatur

Wandruszka, Mario (1979): Die Mehrsprachigkeit des Menschen. München: Piper.

¹ <https://www.residenzverlag.com/buch/die-verschissene-zeit> (letzter Zugriff: 15.9.2025).